

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Ball-Hennings, Emmy
Das Brandmal

Ein Tagebuch
Mit einem Nachwort von Erika Süllwold

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3012
978-3-518-39512-7

suhrkamp taschenbuch 3012

»Was in meinen Papieren steht, nämlich daß ich Schauspielerin, Fabrikarbeiterin, Fotografin usw. bin, das besagt nicht viel. Auch ist es nicht wichtig, zu wissen woher ich gekommen bin. Was hat die geographische Lage meiner Herkunft, mein Geburtsort, mit meiner Heimatlosigkeit zu tun? Auch bin ich nicht Schauspielerin von Beruf, denn ich liebe nicht den falschen Schein, und mein einziger Beruf ist, das zu erkennen, was ich bin«, schreibt Emmy Hennings in *Das Brandmal*, über das Hugo Ball bei Erscheinen 1920 sagt: »Emmys *Brandmal* ist erschienen. Hier ist nicht mehr Debatte. Hier ist die Zeit, am Körper erlebt und erlitten.« Auf beeindruckende Weise beschreibt Emmy Hennings ihr eigensinniges, widersprüchliches und faszinierendes Leben in den ersten zehn Jahren des 20. Jahrhunderts, als Armut die Wanderschauspielerin zeitweise zum Hausieren und zur Prostitution zwang, die erniedrigenden Lebenserfahrungen ihr zum Brandmal wurden: »Wenn ich am Fenster stehe, denke ich, die obere Hälfte, Herz und Brust, gehört Gott, die untere Hälfte mag der Teufel nehmen.«

Emmy Hennings

Das Brandmal

Ein Tagebuch

Mit einem Nachwort von

Erika Süllwold

Suhrkamp

Das Brandmal erschien erstmals 1920
im Erich Reiß Verlag, Berlin

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1999

suhrkamp taschenbuch 3012

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39512-7

Erster Teil

Im Namen des Namenlosen will ich beginnen, obgleich ich mich so weit von ihm entfernt fühle. Gerade aus diesem Grunde: in seinem Namen. Das Namenlose ist die erste und letzte Ursache meines Daseins. Ich ahne es als die Ursache des Daseins aller Menschen. Das ist nur meine gläubige Vermutung, sonst nichts. Ich aber will über meine eigene Ursache sinnen, über mich, denn ich bin noch nicht über mich hinausgekommen.

Ich sehe ja immer nur mit meinen eigenen Augen. Ich darf mich nicht darüber täuschen und sagen, ich sähe mit den allgemeinen Augen. Ich glaube nicht, daß jemand seine persönlichen Augen bei Lebzeiten auswechseln kann.

Das Verlangen, alles umfassen zu wollen, ist eine Sucht, nur meine Sehnsucht, sonst nichts. In Wahrheit aber kann ich nichts mehr begreifen, nichts halten, nichts fassen. Es ist, als löse sich alles.

Wie lange doch hat es gedauert, bis ich dahin gekommen bin, mir eines Tages einzugestehen: ich bin ein ungeordneter Mensch.

Hat mich ein Fall, ein Zufall verführt zum Bekenntnis? Mein Gott ist kein Zufall. Die Ewigkeit kann ich nicht Zufall nennen. Und doch war mir, als sei der Zufall mein Schicksal geworden.

Der Zufall kann wohl kein Grund zu einer Umwälzung sein. Es gibt so viele Zufälle.

Ich bin eine Frau. Ich hebe die Kontrolle auf. Die Frage nach dem »Warum« und »Woher«.

Ich gestehe nur das »Wie«.

Wie war es?

Jeder Anlaß war mir ein Abgrund, ich bin nicht erst heute gefallen. Erst heute merke ich, daß ich immer gefallen bin. Jetzt aber, da ich unten bin, – vielleicht kann ich nicht tiefer

kommen –, sehe ich: ich bin gefallen. Meine Geburt war der Fall eines Engels, der von Gott abfiel, und jetzt suche ich wieder ...

Um die Gegenwart zu erhellen, gedenke ich der Vergangenheit. Die Erinnerung lebt in mir, nach Tagen, Monaten, Jahren, immer. So ist es und wird es sein. Die Tatsachen, wie man die sichtbaren Handlungen in der Welt nennt, sind belanglos geworden. Nur das geistige Erleben und Wiedererleben rollt weiter. Nur die empfindsame Illusion ist es. Denn wenn ich vollkommen erleben könnte, wäre ich da nicht bei der ersten Begegnung mit dem ersten Erlebnis geblieben? Zusammengebrochen? Das Leben hat mich wohl nur gestreift, berührt. Daß man das Leben überleben kann! Wie schmerzhaft und empfindsam bin ich jetzt stecken geblieben! Stecke ich im Leben? Was meine Augen gesehen haben, hat mir nicht so weh getan, als was mein Herz, oder was immer es sein mag, fühlt.

Bei der Erinnerung vertieft sich die Schuld. Wenn man aber in der Erinnerung so sehr lebt? Oh, wie kraß und grell bin ich! Ich habe mich in Versuchung gebracht. Ich suche. Ich will ja nur konstatieren. Wo habe ich gesucht?

Wo habe ich gesucht?

Nichts war begründet. Meine Reise von Münster nach Köln war nicht begründet. Und dennoch bin ich gefahren. Ich hatte plötzlich allen Grund verloren. Plötzlich? Ist es denn nicht gleichgültig, wo ich mich aufhalte? Hab' ja in Köln ebensowenig Grund wie in Münster. Nein, hier noch viel weniger.

In Münster löste sich das Theaterensemble, bei dem ich engagiert war, auf. Achtzehn Schauspieler gingen ihrer Wege. Wohin sie gegangen sind, weiß ich nicht. Welchen Weg hätte ich wohl einschlagen sollen? Aber ich war gar nicht auf die Zukunft vorbereitet. Ich träume so viel.

Hab' ja auch nicht daran gedacht, daß sich die Gesellschaft auflösen kann. Daß sich einmal würde alles auflösen

können. Wer hat daran gedacht, daß einmal jeder seiner Wege gehen könnte! Hielten wir denn nicht zusammen? Jetzt bin ich unruhig und rastlos. Besessen und weiß nicht wovon.

Ich erinnere mich: in Münster glaubte ich nicht länger leben zu können. Hatte kein Geld. Das kann doch kein Grund sein, um nicht leben... ach was. Ich hatte nicht den geringsten Grund zur Annahme, daß ich in Köln würde besser leben können.

Ob es überhaupt nötig ist? Das ist es! Diese Frage liegt mehr wie nahe. Diese Frage lebt immer in mir. Dabei klopft mein Herz. Und lebe und muß das Leben suchen, und nicht den Tod. Wo habe ich denn gesucht?

Um sechs Uhr abends lief mein Zug in die Kölner Bahnhofshalle. Er hätte es ja gar nicht so eilig haben brauchen, mich abzuliefern, denn ich hatte ja Zeit, nur Zeit, sonst nichts. Mit der Zeit habe ich denn langsam durch die gewölbte Bahnhofshalle hindurch die Stadt Köln betreten.

Der Kölner Dom stand sicher; vergoldet in der Abendsonne ragten die Türme. So schön, als vergoldeten die hohen Türme den Himmel. Schönes floß ineinander, und ich verlangte einen Augenblick nichts anderes.

Ich betrat die Kirche, in der jeder willkommen ist. Wie dunkel war es hier und kühl. Am Eingang brachten mir die Opferstöcke zu Bewußtsein, daß ich nicht der einzige arme Mensch auf der Welt sei. Sind denn die Opferstöcke nicht die stille Aufforderung an die Reichen, nach Vermögen alles zu tun für die Armen?

Ich zählte meine zweiundvierzig Pfennige, kam in Verlegenheit und nach einigem Überlegen ließ ich das Geld wieder in meine Tasche gleiten. An mich habe ich gedacht. Mit einer Unterlassungssünde habe ich begonnen. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß das Loch in meiner blauen Jak-

kettasche durch eine Stecknadel genügend verhindert war, weiterzureißen, glaubte ich genug getan zu haben, um einem Verfall meiner selbst vorzubeugen. So leichtsinnig bin ich also.

Ach, das wunderbar hohe Gewölbe der Kirche, und ich trage meine Not durch jedes Heiligtum hindurch, wie mein Leib mich nie verläßt.

Sorglich arrangierte ich mein graues Kleid, indem ich das gelöste Saumband vollkommen abriß. Weil ich nicht wußte, was ich damit beginnen sollte, legte ich es bei den Steinstufen, die zum Altare des heiligen Aloysius führen, nieder.

Vor dem Schutzheiligen der Jugend habe ich dann gekniet. Er trägt ein sauberes, weißes Spitzenkittelchen und ein solides schwarzes Unterkleid, bei dem man den Stoff nicht gespart hat. Angesichts des Heiligen ist mir mein grauer Rock so eng und voller Flecke erschienen. Solche Vergleiche hätte ich wohl nicht anstellen dürfen. Aber ich hatte nichts anderes mehr, an das ich mich klammern konnte, als einen Vergleich.

Mir war traurig zumut. Ich erhob mich nicht. Ich wollte auf den Knien liegen bleiben. Ich sah zum Heiligen hinauf, versuchte mich zu sammeln, um ihm ein Anliegen vorzutragen; denn das hat man doch immer.

Ich glaube, es wurde eine Art Anrede an das Schicksal, und weil ich gar nicht wußte, wo dieses war, ob es das überhaupt gab, war es ja auch gleichgültig, vor wem ich kniete. Ich hab' einfach gesagt:

*»O Macht, die du bist
Weiß nicht wo,
Sieh auf mich,
Unbekannte Macht.«*

Ach, wie nebensächlich sind die Worte! Ich wollte eigentlich gar nichts sagen. Ich wartete vielmehr darauf, daß zu mir

etwas gesagt würde. Auf eine Antwort wartete ich, aber nichts regte sich, gar nichts.

Es geschah kein Wunder. Meine Verlassenheit war dieselbe wie zuvor. Dann dachte ich, ich könnte es vielleicht auf eine andere Art versuchen. Und sann nach. Ich werde es ja auf jede Weise versuchen.

Ich dachte doch so lange nach. Dabei wurde mein Herz schwerer von Minute zu Minute, und mir fiel auf, daß es so still in der Kirche war.

Es war so still. Ich war die einzige Unruhe in einer stummen Welt. Das konnte ich nicht länger ertragen. Worte, die von selbst sprachen, fielen von meinen Lippen, als wäre ein Gefäß überfüllt und Tropfen fallen auf die Erde.

Ich hörte mich sprechen, und meine Stimme klang mir fremd, als gehöre sie nicht mir. Ich hörte immer denselben Satz wiederholen: »Es handelt sich diesmal nicht um das Glück, lieber Gott, es wäre zuviel verlangt. Es handelt sich nicht um das Glück, lieber Gott, nicht mehr um das Glück. Es handelt sich...« – um was? Um was denn? Als wäre es notwendig, daß ich mir selbst zu Hilfe komme, versuchte ich angestrengt nachzudenken, um was es sich handeln könne. Ich habe darüber nachgedacht im Kölner Dom. Ich denke auch heute darüber nach auf der Straße, auf der Post, im Zimmer, auf den Bänken und in den Warteräumen, überall, überall.

So sehr hab' ich ja noch nie nachgedacht. Es ist doch seltsam: es handelt sich jetzt nicht mehr um das Glück. Das schein ich jetzt zu wissen, – aber das wußte ich doch auch schon im Dom. Oh, mir scheint, ich werfe alles durcheinander! Gott läßt wohl nicht mit sich handeln, darum handelt... Oh, ich müßte schon mehr in der Ordnung bleiben.

Daß ich das nicht bin, ist eben mein Fehler. Ich erinnere mich: Es handelte sich nicht um das Glück. Es handelte sich um, ach, ich hab' es noch nicht sagen können, scheint mir.

Im Dom hallten die Schritte der wenigen Beter an mir vor-

über. Das Sonnenlicht, das durch die bunten Scheiben fiel, verlor seine Leuchtkraft, und immer noch hatte ich keine Antwort erhalten. In den verschwiegenen Winkeln der Kirche wurden die Schatten weich und blau. Ich wurde um so betrübter, je mehr sie sich vertieften.

Alle Heiligen waren unter Dach und Fach. Für die gibt es keine Hotelrechnungen, ging es mir durch den Kopf.

Ich wandte mich wieder an den heiligen Aloysius und sagte ihm:

»Heiliger Aloysius, du hast es gut. Du kannst deine Kleider schonen. Du brauchst kein Brot. Du darfst auf einem Sockel stehen. Du brauchst nicht von Penzig bei Görlitz nach Kremmen zu gehen. Durch den Sonnenbrand, die Landstraße entlang. Rein bleiben deine Füße. Denk' an mich. Sieh mich an. Meine Füße sind verwandert und müde. Irgendwo muß man doch immer hingehen. Ich muß nämlich immer gehen, weil ich mich nicht auf einen Sockel stellen kann. Das ist vielleicht nicht der Grund, heiliger Aloysius. Du wirst den Grund wissen, sonst würdest du wohl nicht hier stehen. Hab' Mitleid mit mir, weil ich immer soviel gehen muß. Hab' Erbarmen mit mir, weil ich ein Mensch sein muß. Das ist sehr schwer. Es lenkt so leicht ab vom ewigen Gott. Das Leben muß täglich erworben werden, das hört ja gar nicht auf. Lieber Heiliger, ich bin auf den Gedanken gekommen und frage dich: ist wohl das Leben die Ablenkung von Gott? Wenn wir nur nicht bestimmt sind, von Gott abgelenkt zu werden. Ach, wenn ich der Sterblichkeit verfallen sein sollte! Es ist furchtbar und schwer. Du kannst es mir glauben. Ich will dich ja nicht kränken, aber ich glaube, es ist schwerer, immer auf der Landstraße gehen zu müssen und fürchten, von Gott abgelenkt zu werden, als hier still auf dem Sockel zu stehen. Du hast ja alles erreicht. War's dir denn auch so schwer, dann sprich. Die Straße ist unvergleichlich heiß. Wir sind im Juli, heiliger Aloysius. Die Kirche ist kühl... ach... Wo werde ich sein im August? Wie weit

werde ich dann gegangen sein? Vorüber und hindurch. Daß es aber auch immer weitergeht. Es geht nämlich immer weiter, ob man will oder nicht. Und ich will gar nicht mehr. Das ist es eben. Ja.

Heiliger Aloysius, ich kenne deine Vergangenheit. Ich kenne deine Geschichte. Mir ist, als könne ich sie begreifen, als verstünde ich sie, auch wenn ich nicht auf dem Sockel stehe. Beschützer der Jugend, kannst du meine Vergangenheit begreifen, und die Gegenwart? Wenn die Gegenwart vor dir kniet und dir all ihre Not sagt, kannst du sie dann begreifen? Wird wohl so gebetet? Hilf mir, hilf...«

Ich hab' nicht alles gesagt. Die Form des Gebetes ist mir fremd, aber doch stand alles, was in mir ist, in mir geschrieben. Hat er denn nicht lesen können? Ich bin wohl nicht deutlich genug gewesen. Ich war unklar, ach, ich weiß nicht...

Ich weiß nur, daß der Heilige unberührt oben stehen geblieben ist mit seinem todweißen Gesicht. Aber was will ich denn? Er kann ja auch nicht herabkommen. Aber mir schwebte so etwas vor. Ich fühlte mich so unglücklich, daß ich mich nicht einen Augenblick gewundert hätte, wenn er persönlich lebendig herabgestiegen wäre zu mir, um mich zu trösten, damit ich leichter weitergehen kann. Es ist wohl so bestimmt gewesen, daß sich an diesem Tage nichts zu mir herabneigen sollte. Und es wäre doch so nötig gewesen.

In einer bangen Ahnung verließ ich die Kirche und schlenderte ziellos in den Straßen. Solange die Sonne schien. Ich wollte die liebe Sonne ausnützen, solange sie noch einige Strahlen zu verschenken hatte. Aber der Sonne ist es doch gleichgültig, wer von ihrer Wärme profitiert. Sie scheint über Böse und Gute. Sie macht nicht den geringsten Unterschied, die göttliche Sonne. Wie ist sie freigebig und umsonst! Das ist ein glückliches Wunder. Mir ist, als hafteten immer einige Sonnenspuren an mir. Ich will einmal tagelang über nichts anderes nachdenken, als über die Sonne. Wenn ich an die Sonne denke, vergesse ich meine Geschichte und

sage, was alle Welt weiß. Aber es kann nicht oft genug gesagt werden: die Sonne ist schön und gut. Vielleicht wird um der Sonne willen einmal alles gut.

Ich erinnere mich. Ich stehe auf dem Domplatz und die Uhr schlägt siebenmal. Die Nacht wird bald kommen, und eine jähe Woge der Unruhe überflutet mich, verebbt aber wieder, weil ich die Menschen sanft und mit Betermienen die Stufen des Doms hinan- und hinabsteigen sehe.

Im Spiegel eines Schokoladenautomaten sehe ich, daß das künstliche Feldblumengewinde meinen schwarzen Schifonhut bedeutend verschönt. Ich bereite mich auf die Zukunft vor.

Noch unter dem Angelusläuten betrete ich ein Café, das die »Ewige Lampe« heißt. Ich lasse mich auf ein rotes Plüschsofa nieder.

Der Kellner kommt elegant auf mich zu; wie mir scheint, mit etwas strenger Miene. Da ziehe ich meinen Rock länger über die Beine. Ich glaube, der Kellner hat etwas an meinen gelben Strümpfen auszusetzen. Aber gelb und graublau passen doch gut zusammen.

Entgegenkommenderweise sind meine Haare von der gleichen gelben Farbe wie meine Strümpfe. Wie ungeschickt, daß der Kellner nicht glauben will, was er doch mit leibhaftigen Augen sieht. Vielleicht gerade darum glaubt er nicht.

»Wünschen Sie Souper?«

...Soupé? Der hat doch eine Oper geschrieben... Wie der Kellner auf meine Beine starrt...

»In diesen gelben Strümpfen hab' ich doch die ›Jungfrau von Orleans‹ gespielt. Ich habe Frankreich erlöst in Gelsenkirchen!«

Der Kellner lächelt, gezwungen zustimmend. Er glaubt wohl nicht recht, daß ich die Jungfrau bin, wenn ich auch nicht danach aussehe.

Jetzt glaubt er, ich werde meine Bestellung machen, aber ich schweige. Sehe geradeaus. Da wird er ein wenig ungeduldig:

»Also, bitte, wünschen Sie Souper?«

Warum er wohl wünscht, daß ich Soupé wünschen soll? Ich werde meine Wünsche schon selbst formulieren, selbst wenn ich keinen Pfennig mehr in der Tasche habe.

»Nicht Soupé, Kaffee wünsche ich.«

Ich spiele nachlässig mit der Speisekarte und habe soeben in vornehm müdem Salondamenton gesprochen.

Der Kellner fegt, die schnuddelige Serviette unterm Arm, durch das ihm vertraute Lokal... »Nicht Soupé, Kaffee wünsche ich« ... Diesen Ton hätte ich verwenden können als Athenais im »Hüttenbesitzer«, wenn wir nicht Pleite gemacht hätten. Wenn wir uns nicht aufgelöst hätten. Dann hätte ich mich von der Kindlich-Naiven ins Fach der raffinierten Salondame geschwungen. Daß heißt: wenn wir uns nicht aufgelöst hätten, in die Luft, in den Äther, in die Sonne... Das sind mir Stufen...

Von der Leiter der Illusionen heruntergefallen, bemerke ich: der Kaffee ist ja so grau und kalt! Was ist das für ein Pech, wenn man einen vernünftigen Gedanken machen muß, und man bekommt solch einen verdrießlichen Kaffee. Machen läßt sich nicht, was man nicht hat. Kein Gedanke.

Ich hole mir Zeitungen, obgleich es mir nicht leicht fällt, denn ich muß an vielen gedeckten Tischen vorbei, an denen essende Menschen sitzen. Die wundern sich über mich. Ich nehme sämtliche Kölner Zeitungen an mich, ich nehme sogar den »Düsseldorfer Anzeiger«. Ich sehe, man wundert sich über mich. Ob man mir denn ansieht, daß ich fremd bin in Köln? Aber das wäre doch kein Grund, sich zu wundern.

Da ich Schauspielerin bin, kann ich mich benehmen, wie ich will. Und ich halte es für gut, ein gelehrtes Gesicht zu zeigen. Nichts einfacher als das. Ich kräusle die Stirn. Schon

dadurch, daß ich Zeitungen hole, ist meine Gelehrsamkeit genügend betont.

Ich lese schon im Gehen, als könne ich mich nicht früh genug unterrichten lassen. Man soll von mir denken, daß mich nichts anderes interessiert als die Politik.

Ich stoße gegen einen Stuhl, aber das ist mir gerade recht. Jemand lacht, und ich begehe die Ungeschicklichkeit, in die lachende Richtung zu sehen. Da sitzt eine Dame in knallgrüner Bluse. Die lacht über mich. Wenn sie wüßte, daß sie ohne Grund lacht, würde sie vielleicht nicht lachen. Wenn sie wüßte, wie sie mich durch ihr Lachen quält, würde es sich vielleicht für sie nicht lohnen, zu lachen. Ob das Lachen überhaupt ein Vergnügen ist? Ich glaube, ich bin nicht dumm genug, um lachen zu können. Wenn ich so gescheit geworden bin, daß ich weiß, um was es sich auf der Welt handelt, werde ich vielleicht wieder lachen können.

Die Frau lacht weiter, aber ich darf sie natürlich auch nicht ansehen und über ihr Lachen nachdenken. Ich studiere den Wohnungsanzeiger. Ach, die vielen möblierten Zimmer, die einen immer daran erinnern, daß man sich irgendwo hinzutragen hat! Im Bett landen, diese Aufenthaltsstation wiederholt sich beinahe täglich. Ich möchte eine Ausnahme machen, und singe ganz leise: »Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zu frühem Tod...«

Aber das nützt mir wenig und ich präge mir die Straßennamen der Stadt Köln ein, damit sie mir nicht gar so fremd klingen...

»Möbliertes Zimmer, Klavierbenützung, Familienanschluß... Das wird wohl niemanden verführen. Mir ist schon beklommen, wenn ich es nur lese. Da bekümmere ich mich lieber um den Ernst des Lebens. Das ist der Arbeitsnachweis.

»Gut empfohlene, intelligente Mädchen finden Beschäftigung.« So leichtsinnig ist noch niemand gewesen, mich zu empfehlen.

»Stütze der Hausfrau...« –: wo ich mich nicht einmal selbst habe halten können.

»Drei gelernte Weißnäherinnen, die firm in Manschettenhemden sind...« Ach, ich bin weder das eine, noch das andere.

Aber hier: »Mädchen, das Liebe zu Kindern hat, am Herd nicht unbewandert ist und die Schneiderei versteht.« Mir ist ganz dumm im Kopf. Es werden Kontraste verlangt. In Gedanken versuche ich scheinbar Unvereinbares möglich zu machen, und nach einer Viertelstunde habe ich entdeckt, daß es keine Kontraste gibt. Bin am Herd bewandert und mit der Kolonialwarenbranche vertraut, nachdem ich mir große Mühe gegeben habe, eine flinke Sacknäherin zu werden. Das alles aber strengt mich sehr an. Ich versetze mich in eine Zigarettenfabrik und drehe sitzend eine Marke, die ich bisher nur geraucht habe, aber ich werde das auch nie wieder tun. Ich richte ja einen unglaublichen Schaden an. Lieber will ich meine Hände von der Arbeit lassen.

Der Arbeitsnachweis ist doch sehr wichtig zu lesen, man entdeckt seine eigenen Unfähigkeiten.

Die Uhr ist schon halb acht, und ich frage mich, wovon ich bisher gelebt habe. Man lebt doch nicht vom Nichtstun. Oh, wie ich mich anschreie! Wer bekommt, nur dafür, daß er lebt, Essen und Trinken? Vielleicht handelt es sich, wenigstens vorläufig, um eine Erwerbsmöglichkeit? Vielleicht hätte ich das dem heiligen Aloysius sagen sollen. Aber er hätte mir doch nicht sagen können, wie man ein Manschettenhemd zusammenlegt, und wie man das höllische Feuer eines Plättofens leicht erträgt.

Der Kellner legt die »Fliegenden Blätter« und die »Elegante Welt« neben mir auf den Stuhl.

»Wünschen Sie noch einen Kaffee?«

»Nein, danke, das heißt... bringen Sie mir doch lieber noch einen Kaffee.«

Wenn dieser nächste Kaffee mir nicht hilft, hilft mir gar nichts mehr.

Wovon bin ich doch nur so erschöpft? Ob man als Plätterin Vorschuß bekommt? Aber doch nicht abends, ein Viertel vor acht, und nicht, bevor man wenigstens ein Taschentuch geplättet hat. Warum wohl alle meine Fragen so brennend sind?

»Herr Ober, wissen Sie, wann die Schneiderinnen Schluß machen? Ich meine, wann die Werkstätten geschlossen werden?«

»Die ›Wiener Werkstätten‹?«

»Die Kölner meinte ich. Nun ja, es können auch die Wiener sein. Um welche Zeit ungefähr mögen die Wiener Werkstätten geschlossen werden?«

»Bedaure sehr, ich bin leider schlecht unterrichtet. Aber ich denke, so um sechs oder sieben Uhr herum.«

»Danke recht sehr.«

»Oh, bitte.«

Geht.

... Ob der Kellner mich wohl für melancholisch hält, weil er mir die »Fliegenden Blätter« hingelegt hat? Der Kellner ist doch ein lieber Mensch. Jetzt steht er vor dem Büfett. Spricht mit der Büfett dame. Die schenkt ein Glas Bier ein. Der Kellner und die Büfett dame sehen mich an. Ich lächle ihnen zu. Haben die beiden nicht zurückgelächelt? Genau kann ich es nicht sagen, aber es kommt mir so vor.

Während ich mir die Bilder der »Eleganten Welt« ansehe, überlege ich mir, ob ich nicht ans Büfett gehen soll und mich der Dame und dem Kellner anvertraue. Ich werde ihnen dann alles sagen und mit ihnen besprechen, zu welcher Beschäftigung ich wohl am tauglichsten bin.

Aber es handelt sich nicht nur um eine Beschäftigung; mit mir ist ja alles in Unordnung... Vielleicht kann ich mit dem Kellner besser sprechen, als mit dem heiligen Aloysius.

Jetzt schlägt die Uhr acht. Meine Füße sind so heiß gewor-

den. Den zweiten Kaffee habe ich getrunken. Wohnungs- und Arbeitsanzeiger habe ich gelesen. Keinen vernünftigen Gedanken habe ich fassen können. Kellner und Büfett-dame sehen so beschäftigt aus, sehen gar nicht mehr nach mir hin.

Da werde ich sehr traurig. Wenn wenigstens die Dame in der grünen Bluse noch einmal lachen wollte. Aber sie ist schon fort, und ich habe nicht einmal bemerkt, wie sie gegangen ist.

Das Lokal ist leer geworden. Die Leute sind wohl alle nach Haus gegangen. Mich haben sie natürlich hier sitzen lassen. Es ist eigentlich gar nicht so natürlich.

Je länger ich lebe, desto komplizierter gestaltet sich mein Leben.

Ich habe zwei Tassen Kaffee getrunken. Das ist nicht das schlimmste, daß ich den Kaffee getrunken habe, aber daß ich ihn nicht zahlen kann. Wenn jeder umsonst Kaffee trinken wollte, was dann?

Wenn ich es mit einer Ohnmacht versuchen würde? Aber es wird wenig begreiflich wirken, wenn ich sitzend ohnmächtig werde. Außerdem habe ich den Kellner und die Büfett-dame angelächelt. Wenn man lächelt, wird man doch nicht ohnmächtig. Kann ich wohl ohnmächtig werden, weil ich die »Elegante Welt« angesehen habe? Ich muß übrigens um zwölf Uhr aus der Ohnmacht wieder erwacht sein, denn um zwölf Uhr wird das Lokal geschlossen. Hoffentlich kommen dann Kellner und Büfett-dame nicht auf den unglückseligen Gedanken, mich mit aller Gewalt aus meiner Ohnmacht erwecken zu wollen. Dann muß der Kaffee bezahlt werden, womöglich der Baldrian, den man mir ins Gesicht spritzen wird, der Äther, den ich einatmen muß, das Geschirr, das der Kellner in der Aufregung fallen lassen wird... Nein, es ist nichts mit der Ohnmacht.

Ich bin schon sehr müde. Hunger habe ich auch. Wie, wenn ich mir ein illustriertes Brötchen bestellen würde? Das

könnte ich langsam essen und mir mit dem Messer die Pulsadern aufschneiden; nachher natürlich, nach dem Essen.

Ich habe seit gestern abend nichts gegessen. Es trifft sich also gerade gut mit dem Sterben, nein, mit dem Essen. Es paßt plötzlich alles so gut zusammen, finde ich.

Eigentlich könnte ich mir ein garniertes Schnitzel bestellen. Freilich. Zugestanden. Wenn ich mir aber ein Beefsteak bestelle, muß ich unwiderruflich sterben. Unweigerlich. Dann will ich so tief in die Pulsadern schneiden, daß das Leben nicht mehr aufzuhalten ist.

Bei Beefsteak kann man sich auch ein besonders scharfes Messer ausbitten. Aber dann bin ich auch verpflichtet, ordentlich zu sterben. Aber das muß ich ja schon bei dem lumpigsten illustrierten Brötchen. Lumpigsten! Lieber Gott, hilf mir doch vermeiden, daß ich üppig werde! Du siehst meine Gedanken über das heilige Brot. Verzeih mir, aber es kostet achtzig Pfennige. Ich hab' ja gar keine Aussichten. Gar nichts. Wenn ich wenigstens Haltung hätte! Wenn man mir glauben könnte, daß ich den Kaffee später bezahlen will. Aber ich glaube ja selbst nicht daran. Wir sind mitten in der Saison. Wie soll ich zu einem Engagement kommen? Wenn man mir glauben könnte, ohne daß ich glaube! Aber das kann ich nicht erwarten.

Schon in Münster hat man mir nicht glauben wollen. Meine Wirtin hat mir gesagt: »Schauen Sie nur, daß Sie weiterkommen. Ich glaube Ihnen alles andere, nur nicht, daß ich von Ihnen Geld bekomme.« Ach, die hätte mir alles andere auch nicht geglaubt. Das glaube ich. Und ich war gerade im Begriff, ihr zwei Mark zu geben, suchte nach einer passenden Form. Das hätte ich nicht tun sollen. Beim Geldgeben ist das überflüssig. »Ja, gehen Sie nur in Gottes Namen«, hat sie gesagt. »Was? die Bühnenkleider wollen Sie dalassen? Ich verzichte auf den Schwindel. Machen Sie nur, daß Sie weiterkommen. Das Zimmer ist schon vermietet...«